Nr. 7 — Leipzig, den 17. Februar — 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post=Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Christliche Wahrheitsliebe — Glaube und Dogma: Ein Wort zur Erwiederung und Verständigung — Was soll das evangelische Deutschland weiter für Ostafrika thun? — Allerlei Predigten 2 — Aus Ungarn: Evangelische Glocken; Der Siebenbürgische Volksfreund; Zölibat in der reformirten Kirche Ungarns — Aus Italien: Von der Evangelisation Italiens; Ein Diözesan=Kalender; Valle di Pompeji; Eine elektrische Orgel — Verschiedenes: Chiniqui; Nachahmenswerte Stiftung

Christliche Wahrheitsliebe

Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. 1. Kor. 13, 6.

Wir sind aufs erste wohl überrascht durch die Zusammenstellung dieser Größen: was hat Liebe zu thun mit Ungerechtigkeit, was mit Wahrheit? Wiefern kann Ungerechtigkeit den Gegensatz bilden zu Wahrheit? Diese Fragen weisen uns darauf hin, daß die Ausdrücke in der Sprache des Neuen Testaments eine viel weitgreifendere, tiefere Bedeutung haben als in unsrer Sprache, wo so viele Begriffe durch achtlosen Gebrauch abgegriffen und entleert sind. Es ist eine sehr wichtige Sache, zum Verständnis, zur Beherzigung heiliger Schrift den Worten genau nachzuforschen, sich nicht mit dem landläufigen Sinne zu begnügen. Viele mögen es übertriebne Gelehrsamkeit nennen, daß wir Worte erst noch lange erklären wollen, die man im täglichen Leben als Münzen mit allgemeinem Kurs gebraucht; aber abgesehen davon, daß unser heiliges Buch solcher genauen, peinlichen Erforschung des Einzelnen wohl wert ist, so liegt in der weitern Bedeutung der Worte zugleich ein tiefrer, einschneidenderer Sinn: nehmen wir sie oberflächlich, so bleibt auch unsre Selbstprüfung vor dem Spiegel des Gottesworts oberflächlich, so gehen viele ungetroffen daran vorbei.

Die Liebe freuet sich nicht der Ungerechtigkeit. Der ganze Sinn des Satzes hängt von dem des Wortes „Ungerechtigkeit" ab. Dasselbe hat eine doppelte Bedeutung. Es ist das Gegenteil von Gerechtigkeit, Billigkeit, die einem jeden austeilt mit gleichem Maße, entsprechend seiner Leistung, doch aber in ihrem Urteile nicht bloß mit verbundnen Augen, ohne Ansehen der Person, lediglich deren Handlungen ins Auge faßt — das ist nicht billig —, sondern, indem sie die besondern Veranlassungen und Anlagen der Einzelnen bedenkt, das Maß ihrer Schuld oder ihrer Ansprüche nach dem Maße ihres Vermögens oder ihrer Versuchungen beurteilt. Also einerlei Maß nur unter gleichen Umständen, immer aber frei von Laune, unabhängig von persönlicher Zuneigung.

Ungerechtigkeit ist aber auch das Gegenteil von Rechtbeschaffenheit, Gerechtigkeit des Wandels und der Sitten. Diese wird gemessen an dem festen, von der Person unabhängigen Maße göttlicher Gerechtigkeit, das wir in keinem Betracht ermäßigen dürfen: Recht muß doch Recht bleiben! Individuell ist, was an Leistung und Zinsen von den Einzelnen gefordert wird, wie ja auch das Kapital der Begabung: mit Hinsicht auf seine besondre Begabung hat jedes Individuum seine besondern Schranken. Absolut ist das Gesetz für Herz und Willen, und kein gesundes Volk emanzipirt sich in seinem Urteile von seiner allgemein verbindenden Giltigkeit: das Gewissen ist kategorisch.

Wer freuet sich nun aber des Gegenteils dieser Gerechtigkeit in ihrem doppelten Sinne? Und zwar zunächst: über ein Urteil, eine Zuwendung, die nicht mit der Billigkeit übereinstimmt? Du freust dich harmlos einer Bevorzugung, die dir vor andern zu Teil wird, besondrer Gunst, auch wenn du sie weniger verdient hast als Hunderte, einer schmeichelhaften Anerkennung, wenn sie auch nicht im Verhältnis steht zu dem Verdienste oder der Leichtigkeit, mit der deiner Begabung gelingt, was andern sauer wird. Du kannst auch kaum leugnen, dich manchmal schon einer mildern Beurteilung deiner Schuld erfreut zu haben, auch wenn sie im Mißverhältnisse stand zu dem Urteil, das schwerer Versuchte traf. Oder ist nicht den meisten, auch edlern Naturen Schadenfreude nahegelegt, wo andre mit ihnen verglichen und dann ihnen nachgestellt werden? Oder wenn nicht gerade Schadenfreude, so doch Unempfindlichkeit für ihren Schaden in der Freude über den eignen Vorzug? Wer freut sich nicht, zumal im politischen Leben, über das übertrieben ungünstige Zeugnis, das Gegnern ausgestellt wird? Ueber die Bevorzugung seiner Freunde, die Begünstigung seiner Verwandten? Ja, macht nicht gerade, was man gemeinhin Liebe nennt, die Sympathie, gleichgestimmte oder leidenschaftliche Zuneigung parteiisch, blind gegen die Fehler, geizig nach Anerkennung auch der geringsten Verdienste des Geliebten?

Freude über Ungerechtigkeit in Sitten und Wandel. Ueber die eigene sich zu freuen, ist doch wohl nur Sache eines schlechten, verdorbnen Menschen? Wir erinnern nur an die verborgnen Fehler, die sich uns unter der Maske geistiger Vorzüge verstecken. Wir erinnern nur an den Ruhm genialer Unordnung im äußern und moralischen Leben, wo so vieles als Kraft und Ueberschäumen gehätschelt wird, was am Einen festen Maße Gottes gemessen als Schwachheit herauskommt. Ja gerade worauf wir uns am meisten einbilden, das klagt uns am schwersten an: jede Gabe ist eine Aufgabe, fordert strengeres Selbstgericht. — Wir freuen uns weit öfter der Ungerechtigkeit andrer, als wir es uns gestehn! Da treiben sittlich Gebildete oft schlimmen Selbstbetrug, verbergen sich schnell das Urteil Gottes, ehe sie dem Kitzel ungerechter Freude nachgeben. Wir gewinnen so gerne die rechte Folie, von der unsre Tugend absticht, schwelgen in Klagen über die allgemeine Schlechtigkeit, weil wir darin unsre Zugehörigkeit zum höhern Niveau genießen. Man hat einem berühmten Modekritiker, der auch die Sitten der bessern Gesellschaft auf das Niveau der Halbwelt herabsetzte, den Vorwurf gemacht, er freue sich der Ungerechtigkeit. Ist das eine vereinzelte Erscheinung?

Die Liebe freuet sich dessen nicht. Welche Liebe ist da gemeint? Die natürliche, leidenschaftliche, von Person zu Person, ist gewiß am parteiischsten, urteilt am meisten nach Ansehn der Person, behält am wenigsten das eine, strenge Maß, ist wiederum

billig nach Laune. Nur die Liebe, die ihre Wurzeln in Gottes Liebe hat, kann billig und gerecht zugleich sein: diese Liebe, die nicht Leidenschaft und Laune, sondern feste Richtung des Herzens auf das Göttliche, ordnende Macht in unserm Gewissen, Hingabe an Gottes Zwecke ist. Sie kennt nur eine Freude in dem Herrn, eine heilige Freude, bewirkt eine solche Unterordnung und Einigung unsers Wollens und Gefallens mit dem, was Gottes Willen und Gefallen ist, daß wir je mehr und mehr auch in unsrer unwillkürlichen Freude, in unserm Geschmacke unterthan werden dem, was Ihn erfreut und verletzt.

Wie sollten wir uns da noch dessen freuen, was uns nach unsers Gottes Urteil nicht zusteht? Eines Lobes, das von Ihm nicht geteilt wird? Einer Nachsicht, die nicht mit Seiner Vergebung gleichzeitig ist? Wie sollten wir schadenfroh die Freude vernichten, die Gott an einem andern hat? In Eigenlob uns freuen der unbilligen Austeilung von Anerkennung und Tadel, wo doch Gottes Urteil uns allein alles gilt? Die heilige Liebe nimmt uns in strenge Zucht, daß wir uns nicht dessen rühmen, was vor Gott kein Ruhm, sondern fleischliche Thorheit oder eine Anklage ist, daß wir nicht mehr gethan mit unsern Gaben. Die Liebe, die sich eins fühlt mit Seiner suchenden, tragenden Sünderliebe, tilgt die eitle Selbstzufriedenheit und Vermessenheit, die sich über andre erhebt wegen ihrer gottwidrigen Ungerechtigkeit. Die Liebe Christi ist hungrig nach Freude über jeden Fortschritt, dessen Gottes Gerechtigkeit sich freut.

Sie freuet sich aber der Wahrheit. Ja, was ist Wahrheit? Schon der Zusammenhang unsers Textes weist uns hinaus über den abgegriffenen Gebrauch des Wortes. Es bedeutet sicher mehr als das Gegenteil der Lüge, als Wahrhaftigkeit, wo, was wir reden und thun, nicht in Widerspruch steht mit dem, was wir denken und streben. Die Wahrheit im Sinne Christi hängt innigst zusammen mit Erkenntnis der Wirklichkeit, ist Sinn für das Wirkliche, Reelle. „Heuchler“ nennt der Herr die vielleicht aufrichtigen Verblendeten, die den Splitter im Auge des Bruders sehen, des Balkens im eignen Auge nicht achten, deren einzelne Urteile und Handlungen also nicht mit einander und mit den Grundsätzen der Erfahrung übereinstimmen. Unwahr sind wir, wenn wir verschiedenes Maß anlegen an uns und an andre, wenn wir nicht heute dieselben Grundsätze befolgen wie gestern, wenn wir die Dinge nicht sehen, wie sie sind, unabhängig von unserm Wünschen und Wollen, sondern durch die Brille unsrer Selbstgefälligkeit, unsers Eigenwillens. Diese Wahrheit ist also abhängig von der Erfahrung und Erkenntnis der objektiven Wirklichkeit, die sich nicht nach unserm Belieben richtet.

Vor solcher Wahrheit fürchtet sich die Selbstliebe, die sich vor Schaden bewahren, vor sich selbst nicht ungünstig dastehn, den Vorzug andrer sich nicht gestehen will, weil darin Vorwurf und Anklage gegen sich selbst liegt. Aber nicht immer ist es Lieblosigkeit, oft gerade das Umgekehrte, was sich der nackten Wahrheit nicht freut: die Liebe schont gern, die Sympathie fühlt sich verletzt durch die rauhe Wirklichkeit. Sie entschuldigt, vertuscht gern, bricht den Anklagen die Spitze ab: so übt sie das „Bedecken der Sünde.“ Sie mag nicht zugeben, was den Gegenstand ihrer Neigung oder ihres Mitgefühls erniedrigen würde. Dieselbe Scheu hat schonende Liebe vor dem hellen Lichte der Wissenschaft, den Ergebnissen der Forschung und Erfahrung. Wie viele schöne Träume, lieb gewordene Vorstellungen werden da kalten Zweifeln geopfert! Wie viele ungeteilte, hingegebene Liebe Christi geärgert und gebrochen! Wie macht uns der neue Roman Robert Elsmere*) begreiflich, daß gläubige Liebe sich durch den Gehorsam Christi gebunden glaubt, die Freiheit des wissenschaftlichen Gedankens zu verwerfen!

Aber die Liebe freuet sich nur mit der Wahrheit!**) Nicht immer gelingt es ihr, sich zu freuen an dem, über das, was als Wahrheit herauskommt. Für unser inniges Empfinden, für die Beurteilung der Liebsten, für den Patriotismus und Enthusiasmus, darin so viel Liebe steckt, gilt als unmittelbare Wahrheit: Ein Wahn, der uns beglückt, ist einer Wahrheit wert, die uns zu Boden drückt. Dagegen gilt der christlichen

*) Wir werden demnächst über ihn berichten. D H

**) So ist wörtlich zu übersetzen: „sie freut sich vielmehr mit der Wahrheit.“

Liebe: nur mit der Wahrheit! Sie kann sich nicht freuen über Dinge, die nur in der Einbildung leben, kann sich nicht beruhigen bei schönem Wahn. Denn sie ist nicht ein schwächliches Gefühl, ein Noli me tangere, darein die irdische, Eltern-, Verwandten-, Vaterlandsliebe gar zu oft ausarten. Die Liebe Christi ist ein starkes, festgewurzeltes Leben des Gemüts in Gott, ein vertrauensvolles Hingegebensein an Gott. Sie ist im Gegensatz zu der Eigenwilligkeit, die alles nach sich einrichtet, ein Gehorsam, der Gott alles befiehlt, nichts selbst machen und zwingen will! 1. Petri 1, 22 redet vom Gehorsam der Wahrheit, der unsre Seelen keusch macht in ungefärbter Bruderliebe. Wahre Liebe Gottes gehorcht auch und ordnet sich unter der Wahrheit, die vor Gott gilt, will sie nicht beugen dem eignen, wenn auch liebevollen Vorurteil, sondern vertraut, daß Gott, der allen Dingen ihren Lauf vorgezeichnet, auch alles zu einem sichern Ziel der Liebe gerichtet hat, wenn es auch dem Gefühl noch so schwer fällt, sich darein zu finden. Seine Wege sind höher als unsre Wege, und was hier oft in unlösbarem Widerspruch bleibt, ist bei Ihm in voller Einheit. Wie sollte denn wirklich in der Gotteswelt es gefährlich sein, die Wirklichkeit zu erkennen, die nur Gottes Offenbarung ist? Wie sollten wir gebunden sein, uns die Erkenntnis unsers Verstandes vorzuenthalten, der doch auch vom Gott der Liebe erleuchtet ward? Es ist am Ende nur Unglauben, mangelnde Liebe Gottes, die uns so scheu macht vor der Wirklichkeit. Vertrauende Liebe sagt getrost: Die Wahrheit wird uns frei machen, denn Christus ist die Wahrheit! Sie streitet, wenn von Liebe getragen, auch nicht mit der Pietät: man braucht nicht zu fürchten, den Maßstab der Erfahrung anzulegen an alles, was der Bruder thut; denn wie traurig er dadurch auch erscheint, wie niedrig, wie befleckt, das kann doch die Liebe nicht töten, die im starken Willen steht, im Willen, zu retten und zu bessern.

Welcher Zusammenhang oder Gegensatz besteht nun zwischen Ungerechtigkeit und Wahrheit? Jene ist mangelnder Gehorsam, mangelnde Unterordnung der Launen und Parteilichkeit unter das Eine Maß und Gesetz Gottes, das unbeugsam über uns und außer uns besteht. Diese ist eben Gehorsam, Unterordnung des Wunsches, der Begier unter das was wirklich ist, vor Gott besteht. Wahrheit ist nicht bloß Sache der Erkenntnis, des Denkens, sondern zugleich Sache des sittlichen Strebens, Thatsache des Lebens. Wer in der Wahrheit lebt, wird frei von der Ungerechtigkeit seines eignen Urteils, gewinnt immer mehr Fühlung mit Gottes Urteil, richtet sich danach in seinem Reden, Thun und Denken, im Urteil über sich und andre. Und umgekehrt redet der Apostel von solchen, die „die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten.“

Daraus ergiebt sich die große Aufgabe Eph. 4, 15: wahr zu sein in der Liebe. Ohne Liebe bläht die Wahrheit auf, mit ihr erbaut sie:

La vérité qui n'est pas charitable,
Vient d'une charité qui n'est pas véritable.

Aber auch: Liebe ohne Wahrheit ist Wärme ohne Licht; Gott aber ist Liebe und Wahrheit, ein warmes Licht! Unsre Liebe wird stark in der Wahrheit, geht tief, hält fest, wenn sie den Mut gehabt hat, die Wahrheit des Geliebten zu sehen; sie besteht alle Prüfung, trotzt aller Enttäuschung, und wer es vermag, Liebe, Pietät, Loyalität festzuhalten mit offenem Blick für die Schattenseiten, der hat, mehr als der blinde Schwärmer und unduldsame Bewunderer, die Liebe Gottes, die alles versteht und alles verzeiht und allzeit hebt und trägt.

Strebet nach solcher sehenden, solcher Liebe in Wahrheit, solcher innigen Verbindung von Liebe und Wahrheit! Schonen wir die Schwachen, die das volle Licht nicht ertragen können! Schonen wir aber uns selbst nicht, ersparen wir uns nicht die herbe Schule der Wahrheitsliebe! Je tiefer wir dringen im Forschen, je mehr wir im Urteil auf den Grund gehn, desto näher kommen wir dem Mittelpunkte alles wahren Lebens, dem Orientierungspunkte alles gerechten Urteils. In Christo vermögen wir ja nichts wider die Wahrheit, alles mit der Wahrheit! O B

Glaube und Dogma

Ein Wort zur Erwiederung und Verständigung

Die fünf ersten Jahresnummern dieses Blattes haben so ausführliche Erörterungen über Glaube und Dogma gebracht, daß ich vor allem um Entschuldigung bitten muß, wenn ich nochmals auf diesen Gegenstand zurückkomme. Doch werden gerade mir die Leser dies freundlichst gestatten, vielleicht werden einige es sogar von mir erwarten, da jene Erörterungen von meinem „Undogmatischen Christentum“ den Anlaß genommen haben.

Zu meiner Freude hat sich ein weitgehendes Maß von Uebereinstimmung zwischen dem Verfasser und mir ergeben. Ich würde gern diesen gemeinsamen Bereich näher feststellen; aber auf den Wunsch der Redaktion verzichte ich darauf. Was mich veranlaßt, zu einer kurzen Erwiederung das Wort zu nehmen, ist doch der Gegensatz, der immerhin zwischen uns bestehen bleibt.

Den ernsten Konflikt, der zwischen der öffentlichen Geltung des alten Dogmas und den Bedürfnissen der christlichen Gemeinde wie des einzelnen frommen Christengemüts gegenwärtig besteht, erkennt Professor Kaftan unumwunden an. Er findet aber die Lösung des Konflikts nicht in einem undogmatischen Christentum, sondern in einem neuen Dogma. Dieses soll freilich ganz etwas andres sein, als das alte Dogma. Wenn ich gesagt habe, „das Dogma entstehe, indem der Glaube in die begrifflichen Formen der Zeit gefaßt werde,“ so läßt Kaftan dies von dem alten Dogma gelten. Mit der Reformation aber, sagt er, sei —

eine neue Wurzel der Dogmenbildung lebendig geworden, eine ganz andre als die, aus welcher das Dogma der alten Kirche herausgewachsen ist. Da handelt es sich nicht darum, den Inhalt des Glaubens in begriffliche Formen zu fassen, sondern vielmehr darum, den Glauben zu bekennen und auszusprechen.

Es muß eine Lehre geben, welche in der christlichen Kirche gelten soll, eine Lehre, die unmittelbar aus dem Glauben geboren ist und gewissermaßen den Pulsschlag des Glaubens überall noch durchfühlen läßt.

Um ein Dogma handelt es sich, das aus dem Glauben stammt. Nicht daraus erwächst es, daß der Verstand den Inhalt des Glaubens nun auch auf seine Weise zu erkennen sucht, daß er eine Wissenschaft von den Glaubensobjekten entwickelt und so die Sätze des Dogmas gewinnt. Vielmehr legt es dar, was der Glaube erkennt, so genau und vollständig, so überlegt und gemessen als nur immer möglich, aber nichts andres, als was der Glaube erkennt, und gerade so, wie er es erkennt. Daher wendet es sich auch nicht vorzugsweise an den Verstand der Menschen, sondern an ihr Gemüt und ihren Willen.

Es beansprucht gar nicht, Wissenschaft zu sein, es richtet vielmehr die Aufmerksamkeit der Menschen nach innen auf die Motive und Strebungen ihres innern Lebens und will ihnen den Weg zeigen, dieselben zu erkennen und zu ordnen. Zu einer solchen Lehrbildung, welche — wie Kaftan selbst sagt — „alles andre ist, als eine gleichartige Fortsetzung der vorangegangenen,“ müssen sich „die Dinge weiter entwickeln. So und nur so ist ein Ausweg aus der mißlichen Lage der Gegenwart zu erhoffen.“

Hierauf habe ich zu entgegnen, daß, so energisch auch Kaftan sich dagegen wehrt, diese ganze Anschauungsweise doch nichts andres als „undogmatisches Christentum“ ist. Denn 1) ist eine derartige Kritik und Beseitigung des alten Dogmas nur vom Boden des undogmatischen Christentums aus zulässig und 2) das „neue Dogma,“ welches Kaftan anstrebt, ist gar kein Dogma. Beides gilt es zu erweisen.

Von unsern undogmatischen Voraussetzungen aus, die glücklicherweise thatsächlich schon in den weitesten Kreisen der Kirche Geltung haben, weil sie nichts andres als die Konsequenz der Reformation sind, und denen nun auch prinzipielle Anerkennung zu verschaffen ein Hauptbemühen der liberalen Theologie ist, stellen wir die Erklärung auf, daß das Dogma entstehe, indem der unveränderliche Glaube in die veränderlichen begrifflichen Formen einer bestimmten Zeit gefaßt werde. Diese Erklärung giebt uns dem letztern Elemente gegenüber die Berechtigung der Kritik. Von den Voraussetzungen des dogmatischen Christentums aber, welche Kaftan prinzipiell festhalten zu wollen erklärt, ist eine derartige Auffassung des Dogmas gar nicht zulässig. Denn für das dogmatische Christentum ist das Dogma unveränderlich, mit göttlicher Autorität bekleidet, über alle Kritik erhaben. Kaftan will das nur von dem neuen, noch gar nicht gefundenen Dogma gelten lassen, nicht aber von dem alten. Hier aber rufe ich mit vollster Zuversicht die orthodoxen Brüder zu Hilfe und bin ihrer Zustimmung gewiß, wenn ich es als ein unerhörtes Unternehmen bezeichne, das alte Dogma über Bord zu werfen und dennoch an der Geltung des Dogmas überhaupt festzuhalten. Thut man das letztere, so kann es gar kein abgängig gewordenes Dogma geben. Dasselbe ist dann seiner Natur nach aus der Ewigkeit und für die Ewigkeit, wie der Glaube selbst. Es ist für die Orthodoxie ein ganz unvollziehbarer Gedanke, daß zwar Dogmen von altersher dagewesen sein sollen, aber nicht die rechten, daß die Kirche nun bald zwei Jahrtausende mit einer Lehre existirt haben soll, welche den Anspruch erhob, mit dem Siegel göttlicher Beglaubigung die allgemeingiltige für alle Zeiten zu sein, nun aber sich als eine vergängliche erweist. Mit Preisgebung des alten Dogmas ein neues zu suchen, ist ein Ausweg, der für den wissenschaftlichen Wahrheitssinn eines in der Orthodoxie wurzelnden Theologen und für seine unbefangene Beurteilung der Gegenwart das ehrenvollste Zeugnis ablegt. Aber darüber werden sich außer ihm selbst nur wenige täuschen, daß dieser Ausweg einen prinzipiellen Bruch mit der Orthodoxie bedeutet, einen Uebergang vom dogmatischen zum undogmatischen Christentum.

Dies wird noch deutlicher, wenn man die Natur des erstrebten Neuen ins Auge faßt. Dasselbe soll, wie wir gehört haben, ein wesentlich andres sein als das Alte, alles andre eher, als eine gleichartige Fortsetzung des Alten: nicht der Inhalt des Glaubens in begrifflicher Form, sondern ein Bekenntnis des Glaubens selbst, nicht ein Ergebnis verständiger Reflexion, sondern ein unmittelbarer Niederschlag des religiösen Lebens. Daraus vermag ich nur einen Schluß zu ziehen: Dann ist es eben kein Dogma. Wie kann man zwei so ganz verschiedene Dinge mit demselben Namen bezeichnen! Neben dem Anspruch auf Allgemeingiltigkeit gehört das wissenschaftliche Moment zum Wesen des Dogmas. In der kühlen Region des Verstandes hat es seine eigentliche Heimstätte. Es ist desto vollkommner, je präziser seine Begriffsbildung ist. Eine von dem lebendigen Pulsschlag des Herzens durchglühte Christenlehre will ich wahrlich nicht in Abrede stellen. Gerade eine solche habe ich selbst von jeher an die Stelle des Dogmas zu setzen gesucht. Ich bedaure jetzt lebhaft, daß ich mich hierüber in meinem „Undogmatischen Christentum“ nicht deutlicher ausgesprochen habe. Ich will gern die Schuld auf mich selbst nehmen, wenn ich dahin mißverstanden worden bin, daß ich ein Christentum wolle welches sich lediglich im sonnendurchglänzten Nebel wogender, Gefühle bewegt, ohne herausschauende Gipfel einer klar verständlichen Lehre. Ich bin aber in der glücklichen Lage, dafür, daß dies wirklich nur ein Mißverständnis ist, auf eine frühere Veröffentlichung mich berufen zu können, welche mich den wohlwollenden Lesern hinsichtlich dieses Punktes in sachlicher Uebereinstimmung mit Kaftan zeigen wird. In der vierten Serie der „Wissenschaftlichen Vorträge über religiöse Fragen“ (Frankfurt Diesterweg 1881) habe ich mich über die Bekenntnisfrage ausgesprochen. Da habe ich u. a. gesagt:

Daß man im weitern Sinne auch die Heilswahrheit selbst, die durch Predigt und Unterricht fortgepflanzt wird, eine Lehre nennen kann, versteht sich von selbst. Durch Nichtbeachtung des Unterschiedes dieser Glaubenslehre von der Dogmatik wird viel Verwirrung angerichtet.

Das finde ich jetzt in den Kaftanschen Aufsätzen bestätigt. Für den überweltlichen persönlichen Gott des christlichen Glaubens, meint Kaftan, bleibe mir kein Raum; mit diesem Gedanken und der Annahme seiner Realität hänge aber der christliche Glaube unzertrennlich zusammen. Ich sage jedoch in dem ebengenannten Vortrage wörtlich — und dies ist auch jetzt noch meine Ansicht: —

Die materialistischen und pantheistischen Systeme sind nicht christlich, weil die Grundaussage des christlich frommen Gefühls, zu dem unendlichen Gott in einem Verhältnis kindlicher Liebe zu stehen, einen lebendigen und seiner selbst bewußten Gott notwendig voraussetzt (S. 32 f.).

Darf ich hoffen, daß ich damit die von Kaftan gewünschte „klare und unzweideutige Erklärung über diesen wichtigen Punkt“ abgegeben habe? Ganz so, wie er, meine ich es nun freilich doch nicht. Ich meine, daß wir diese allgemeingiltige Lehre gar nicht mehr zu suchen oder erst zu bilden brauchen, sondern daß wir sie in den einfachen Grundaussagen der heiligen Schrift, die zum Zwecke des Unterrichts nur irgendwie zu ordnen sind, schon haben. Wo ist denn ein christlicher Religionslehrer, welcher nicht lehrt, daß es einen himmlischen Vater, daß es ein ewiges Leben, daß es durch Christum eine Erlösung von der Sünde giebt? Diese und andre Hauptlehren sind bereits Allgemeingut, dessen wir uns freuen dürfen. Aber ich meine weiter, daß wir uns für das Bekenntnis und den Gemeindeunterricht an dem biblischen Ausdrucke nun auch genügen lassen sollten, weil derselbe als Ausdruck des Glaubens ganz unübertrefflich ist. Rede ich von dem himmlischen Vater oder von dem ewigen Leben, so pulsirt in diesen Lehren der Herzschlag des gläubigen Empfindens mit seiner vollen Kraft und Wärme; für das Gemüt und den Willen des Menschen sind sie auch völlig klar und bestimmt; für den **Begriff** sind sie insofern mangelhaft, als sie zwar eine Reihe von Systemen ausschließen, immerhin aber noch für eine große Verschiedenheit Raum lassen, mithin dehnbar, für das rein begriffsmäßige Erkennen nicht präzise sind. **Dies würde für ein Dogma ein Mangel sein.** Für einen Glaubenssatz scheint es mir der größte Vorzug; denn eben dadurch wird es möglich, daß solche Sätze bei allem Wechsel der Begriffe und Systeme unverändert ihre Geltung behalten, wie **Kaftan** es von seinem „neuen Dogma“ fordert. Das ist bei seinem „überweltlichen, persönlichen Gott“ schon viel weniger der Fall. Ich könnte zwar, so wie ich diese Ausdrücke verstehe, dem vollkommen beipflichten. Ich habe ausdrücklich gesagt, daß ich keineswegs das Uebernatürliche leugne, sondern nur denjenigen Begriff des Uebernatürlichen, welcher der überlieferten Kirchenlehre zu Grunde liegt. Hier sind eben sehr verschiedene Fassungen möglich. Diese Ausdrücke haben schon zu sehr die dogmatische Neigung zu wissenschaftlicher Präzision, sie drängen förmlich zu immer genauerer Erklärung im Gebiet des rein theoretischen Erkennens, sie werden vielleicht später einmal beanstandet werden, wenn die Bedeutung der Worte im Laufe der Zeit sich geändert hat. Um zu der wirklichen, unantastbaren **Glaubenslehre** zu gelangen, welche mir nicht minder wertvoll ist als Kaftan, und zwar aus denselben religiösen Motiven, ist es sicherer, bei den unmittelbar die gläubige Empfindung wiederspiegelnden biblischen Ausdrücken zu bleiben. Ueber den göttlich poetischen, undogmatischen Charakter dieser Ausdrücke, denen man das Leben nimmt, wenn man sie zu theologischen Artikeln verarbeitet, habe ich selten etwas Schöneres gelesen, als was sich in Nr. 3 der Christlichen Welt (S. 53) unmittelbar neben den Kaftanschen Ausführungen aus der Feder **Robertsons** abgedruckt findet:

Dies ist mein Leib! Kältet das zu Prosa ab, dann habt ihr die Transsubstantiation.

So ist es mit den übrigen Glaubensartikeln auch. Also lassen wir ihnen ihren poetischen Hauch, ihre begriffliche Schwebe! Daß daneben nicht bloß jeder Professor der Theologie, sondern auch jeder andre Christenmensch, der Neigung und Fähigkeit dazu hat, sich im Zusammenhang mit dem Welterkennen sein möglichst fein ausgeführtes System der Gotteserkenntnis bauen möge, versteht sich von selbst. Ich würde mit nichts lieber in der ganzen Welt mich beschäftigen, als mit solcher Bauarbeit. Aber das Höchste werden alle doch nur haben in dem mit jedem Christenkinde ihnen gemeinsamen Glauben an den himmlischen Vater, an die Erlösung durch Christum, an das ewige Leben. In der wissenschaftlichen Unbestimmtheit dieser allen Wechsel der Systeme siegreich überdauernden biblischen Lehren liegt ein Vorausahnen der Seligkeit, welche dann anheben wird, wenn unsre mühsame Begriffsbildung einst einer ganz neuen himmlischen Erkenntnis den Platz geräumt hat.

Otto Dreyer

Was soll das evangelische Deutschland weiter für Ostafrika thun?

Es wird den Missionsfreunden unter unsern Lesern in den letzten Wochen ähnlich ergangen sein, wie uns: mit bangen Erwartungen griffen wir jeden Tag zur Zeitung, um die telegraphischen Depeschen aus Ostafrika zu überfliegen. Wir mußten täglich Hiobsposten erwarten, und sie sind leider auch nicht ausgeblieben. **Dar es Salaam**, dessen stille, friedliche Arbeit so lange ungehindert weiterging, ist nun auch der Schauplatz blutiger Kämpfe geworden; das Missionsgehöft wurde verbrannt, die Gärten mit der Kokospalmenpflanzung, noch vor kurzem die Freude der emsigen Missionsarbeiter, sind verwüstet, und die Missionare haben mit ihren Angehörigen kaum das nackte Leben gerettet. Noch schlimmer aber sind die Vorkommnisse in **Pugu**, der ersten Missionsniederlassung der deutschen Katholiken fünf Stunden landeinwärts von Dar es Salaam. Die Ansiedler samt den ihrer Pflege befohlenen befreiten Sklaven waren den muhammedanischen Horden wehrlos preisgegeben. Die Missionare und Nonnen wurden teils ermordet, teils gefangen fortgeführt, und nur einer ist entronnen, um die schreckliche Kunde nach Sansibar zu bringen. Doch damit noch nicht genug. Bald darauf erschreckte uns die Nachricht, daß in **Saadani**, einem Küstenorte gegenüber Sansibar, Missionar **Brooks** von der Londoner Mission, welcher vermutlich ohne Kenntnis von dem Araberaufstande aus Urambo in Uniamwesi hier angekommen war, zugleich mit seinen Begleitern dem Blutdurste der Aufständischen zum Opfer gefallen ist. Und endlich die bedeutsamste Unglücksbotschaft, welche zeigt, wie weite Kreise schon von dem Aufstande in Mitleidenschaft gezogen werden, aus **Uganda**, dem Schmerzenskinde der englischen Church Mission. Dort sind nach allerlei Umtrieben, die unsre Leser schon aus einem frühern Artikel über Uganda kennen, die Araber zu unumschränkter Herrschaft gelangt, haben die Missionen zerstört und den an das Südufer des Victoria Nyanza geflüchteten Missionaren in höhnender Sprache angekündigt, daß sie wegen der Haltung der Europäer in der Sklavenfrage demnächst alle Missionsstationen in Ostafrika zerstören würden.

So weit reicht zur Zeit unsre Kunde von den schweren Schlägen, welche die Mission getroffen haben. Ob nicht schon wieder neue Trauerbotschaften unterwegs sind? Wir müssen leider jeden Tag darauf gefaßt sein. Denn außer den Missionsplätzen an der Küste, welche auch jetzt einen leichten Verkehr mit Sansibar haben, liegen noch eine ganze Anzahl in dem Gebiete der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welche der Aufstand fast jedes Verkehrs mit der christlichen Welt beraubt hat. Mamboia und Mpwapwa sind noch jetzt von der englischen Church Mission in der Landschaft Usagara besetzte Punkte; Umba, Mkuzi, Misozwe und besonders das der Küste am nächsten gelegene Magila in Usambara gehören der englischen Universitätenmission an. Auch mehrere Stationen der römischen Mission sind aufs schwerste bedroht. Bagamoyo, über dessen Missionsstation die Drahtberichte noch immer nichts Sicheres melden, dürfte vielleicht erhalten bleiben. Aber was wird aus den andern Stationen der „schwarzen Väter,“ aus Mandera, Mrogoro, Mkondi, Tununguo und Kondora geworden sein, welche alle im Bereiche des eigentlichen Deutsch-Ostafrika liegen?

Unter dem Eindrucke der eingegangenen Hiobsposten und in der Befürchtung, daß sich der Haß der Araber noch gegen manche Missionsstation kehren wird, können wir zunächst nichts besseres thun, als in möglichst weite Kreise die Parole weitergeben, welche uns von den betroffenen Missionshäusern zugeht: **Betet für Ostafrika!** Betet, daß der allmächtige Gott die Anschläge der Feinde zunichte mache und die schwerbedrohten Vorposten der christlichen Kirche beschirme; betet aber auch, daß er den einsamen Missionaren Kraft und Mut schenke zum Ausharren und, wenn es sein muß, zum Märtyrertode!

Die christlichen Männer und Frauen auf den genannten Stationen, ja noch viel weiter hinein bis an den Victoria- und Njassasee, wo wir nicht weniger als 121 evangelische Missionare auf 44 Stationen zählen, während die römische Mission mit

etwa 12 Stationen beteiligt ist, verdienen wahrlich unsre wärmsten Sympathien, auch wenn sie fremden Nationen angehören. Die schweren Gefahren, die über sie gekommen sind, gehen zunächst doch von dem deutschen Auftreten in Ostafrika aus. Das verrieten uns nicht bloß manche in der deutschen Presse halbunterdrückte Stimmen aus Sansibar, wir haben es ganz neuerdings erst wieder mit ziemlicher Klarheit aus einem Reisebericht erkannt, welcher in der Februarnummer des Church Missionary Intelligencer erschienen ist. Dort wird die gefahrvolle Reise des Missionars Ashe und des Dr. Pruen nebst Frau von Mamboia nach Sansibar beschrieben, welche bereits in die Zeit des Aufstandes vom 18. Oktober bis 22. November vorigen Jahres fiel. In diesen vertraulichen, nur für die Angehörigen in Bedford bestimmten Briefen wird es wiederholt unumwunden ausgesprochen, daß sich die Wut der Araber zunächst allein gegen den deutschen Namen gekehrt habe, und daß nur diesem Umstande die Lebensrettung dieser Reisenden zu danken war. Seitdem mag ja, hauptsächlich infolge der gemeinsamen Blokade von seiten der christlichen Mächte, der Haß auf die Weißen ohne Unterschied übertragen worden sein. So viel aber steht fest, wir Deutschen tragen die Hauptverantwortung, und schon aus diesem Grunde muß uns jedes Leid, welches etwa den zahlreichen englischen Missionaren bei dem Aufstande zugefügt wird, nicht weniger schmerzlich berühren, als das Mißgeschick unsrer eignen Landsleute. Dem gegenüber begreifen wir wahrlich nicht die Gereiztheit, die sich gelegentlich auch in Spottlust verkehrt, welche ein gewisser Teil unsrer deutschen Tagespresse gegenüber den englischen Missionaren an den Tag legt.*) Solcher Unliebenswürdigkeit, ja Ungerechtigkeit begegnet man besonders in den Kreisen der Ostafrikanischen Gesellschaft. Hat man es denn an dieser Stelle schon vergessen, daß beim Beginne der ostafrikanischen Kolonialpolitik sowohl die deutsche Reichsregierung als auch die Ostafrikanische Gesellschaft selbst eben diesen englischen Missionen ausdrücklich zugesichert hat, „es solle ihnen jeder Schutz gewährt und ihnen überhaupt eine so freundliche Behandlung zu teil werden, als ob es unsre eignen Missionen wären?“ Wir an unserm Teile halten daran fest, wir betrachten die Missionen des evangelischen Brudervolkes, als ob sie unsre eignen wären!

Zu unserm Beten für Ostafrika soll aber auch das Arbeiten kommen. Der Reichstag hat die geforderten Millionen für ein militärisches Unternehmen auf dem Festlande bewilligt. Der deutsche Kampf gegen die Araber wird also demnächst in ein neues Stadium treten. Hauptmann Wißmann — dieser Name wird vielleicht für einige Jahre aufs engste mit unsern Gedanken an Ostafrika verschmolzen sein. Wir blicken mit dankbarer Begeisterung dem Manne nach, der eben jetzt mit echt soldatischem Todesmute zu seiner gefährlichen Arbeit auszieht. Es ist Vieles in seine Hand gelegt; aber auf Grund seiner Erfahrungen in Afrika haben wir das gute Vertrauen, daß er seiner großen Aufgabe gewachsen ist. Wie er dieselbe anfassen wird? Er selbst hat im Reichstage erklärt, mit Güte sei gegen die Aufständischen nichts auszurichten. Dem steht nun zwar das jüngst in Leipzig ausgesprochene Urteil des ebenfalls nicht unerfahrenen Afrikareisenden Dr. H. Meyer entgegen, dessen Ueberzeugung dahin geht, daß man der Bewegung durch friedliche Verhandlungen mit Arabern und Eingebornen am besten Herr werden würde. Wir haben nicht genügende Kenntnis von den afrikanischen Verhältnissen, um diese Frage zu entscheiden. Jedenfalls ist bis jetzt so viel klar, daß Deutschland im Begriffe steht, mit bewaffneter Hand dem ostafrikanischen Lande und Volke schwere Wunden zu schlagen; ohne dieselben geht doch einmal auch das wohlmeinendste militärische Unternehmen nicht ab. Da gilt es nun zugleich auch unsre friedlichen Absichten für Ostafrika zur Geltung zu bringen. Wir halten an dem Grundsatze fest: die deutsche Besitzergreifung soll ein Segen, nicht ein Fluch für das Land sein. Wollen wir damit aber vollen Ernst machen, so müssen wir dafür Sorge tragen, daß unmittelbar hinter Hauptmann Wißmanns Kriegsmacht die evangelische Mission einzieht, um die Wunden alsbald zu heilen, welche der Kampf geschlagen hat.

*) Eins unsrer bessern Tagesblätter brachte es fertig anzudeuten, daß der in Saadani ermordete englische Missionar dort an unsrer deutschen Küste nichts zu suchen gehabt habe! D. H.

Sobald die Ruhe erst einigermaßen wieder hergestellt ist, werden unsre Missionare in Dar es Salaam und manchem andern Küstenpunkte wieder einziehen. Sie werden am sichersten das Vertrauen der Eingebornen wieder beleben; sie werden den Haß, der sich jetzt dort gegen den deutschen Namen richtet, durch viele Liebe überwinden; sie werden die Kinder in allem Guten unterweisen und so die Eltern beleben; sie werden durch die Predigt von dem Heilande der Welt neue fruchtbare Lebenskeime in das verkommene Volk tragen — mit einem Worte, sie werden Ostafrika christianisiren und also versöhnen. Im Geiste sehen wir schon aus den traurigen Ruinen in Usaramo, Useguha und Usambara eine zahllose Reihe blühender evangelischer Missionsstationen hervorwachsen, auf welchen die im Glauben verbrüderten Europäer und Eingebornen ein glückliches Leben führen werden nach der Losung: Bete und arbeite! Die evangelische Mission kann hierfür, nebenbei gesagt, als Vorbild nicht Bagamoyo oder eine andre römische Mission brauchen, ob ihr das in den letzten Reichstagsdebatten von nicht sachkundiger Seite empfohlen worden ist, und zwar mit besondrer Betonung dessen, was die römische Mission daselbst für das praktische Leben gethan habe. Man will auf evangelischer Seite keine Treibhauspflanzen ziehen, wie die römische Kirche es auch in Bagamoyo thut, und wird sich darum vielmehr in Ostafrika nach dem Vorbilde andrer evangelischer Missionsstationen richten, wie etwa Lovedale im Kaffernlande, dessen Industriearbeiten weit berühmt sind, oder Akra auf der Goldküste, dessen Missionshandwerker schon längst die Anerkennung auch der Mission fernstehender Kreise gefunden haben.

Damit die deutsche evangelische Mission, sobald Ostafrika wieder eröffnet ist, keinen Tag zu säumen braucht, um ihre segensreiche Arbeit in dem heimgesuchten Lande zu erneuern und sobald als möglich zu erweitern, erheben auch wir unsre Stimme und bitten unsre Freunde, den Ruf nicht ungehört verhallen zu lassen. Die drei deutschen Missionen der evangelischen Kirche in Ostafrika sind bisher hinsichtlich der Geldopfer, welche ihnen zugeflossen sind, die kleinsten gewesen. Die Berliner Mission empfing im letzten Jahre etwa 35000 Mark, die bayrische rund 20000 Mark, während wir von Neukirchen nur erfahren konnten, daß Gott ihnen bisher immer genug gegeben habe, aber nie viel im voraus. Diese Missionsopfer des evangelischen Deutschlands sind klein im Vergleich zu den andern finanziellen Opfern, die für Ostafrika gebracht worden sind und noch gebracht werden müssen. Und doch sind die Missionsgaben, wie unsern Lesern nicht zweifelhaft sein kann, das für Ostafrika am besten angelegte Geld. Ist es dem evangelischen Deutschland wirklich Ernst damit, Ostafrika durch eine christliche Kultur zu beglücken, so muß es für seine Mission noch viel opferwilliger werden. Es ist nicht zu viel verlangt, wenn wir für das laufende Jahr wenigstens eine Verdoppelung der bisher aufgebrachten Summen wünschen. Möchten unsre Leser nicht die letzten sein, dieser Christenpflicht zu genügen, die zugleich eine nationale ist.

Man hat von verschiednen Seiten gefragt, ob denn im evangelischen Deutschland nicht Vereine gegen die afrikanische Sklaverei gegründet würden, sowie es in der katholischen Welt jüngst mit vielem Eifer geschehen ist. Ein schwacher Versuch dieser Art ist ja auch von dem deutschen Kolonialverein gemacht worden. Wir aber sind vielmehr der Ansicht, daß auf unsrer Seite keine besondern Vereine zu diesem Zwecke nötig sind. Was sollten sie denn? Soweit das Schwert in Frage kommt, hat unsre Obrigkeit, welche in Gottes Auftrage das Schwert führt, ihre Pflicht gethan und wird sie, wie wir hoffen, auch weiter thun. Alle andern Bestrebungen zur Ausrottung der Sklaverei aber sehen wir bei unsern evangelischen Missionsgesellschaften in den besten Händen, wie es auch in der am 5. Februar d. J. zu Berlin gehaltenen ansehnlichen Versammlung treffend zum Ausdrucke gebracht worden ist, welche der Reichstagspräsident Herr v. Levetzow berufen hatte. Darum halten wir die Stärkung der evangelischen Mission in Ostafrika gegenwärtig für die beste Antwort, die wir denen zu geben haben, die nach unsrer

Beteiligung an der Bewegung zur Unterdrückung der afrikanischen Sklaverei fragen.

Unter allen Ansprüchen aber, die nach dieser Seite hin an das evangelische Deutschland herantreten, ist am dringendsten die Bitte um ein gutes und ausreichendes evangelisches Hospital in Sansibar. Dasjenige, welches die Berliner Mission gegenwärtig in einem Miethause unterhält, hat sich schon bisher als zu klein erwiesen. Dies wird mit jedem Tage fühlbarer, weil gerade jetzt unter dem Aequator die ungesundeste Jahreszeit herrscht und die Blokade-Schiffe wohl täglich fieberkranke Matrosen nach Sansibar schicken. Und das Bedürfnis wird noch brennender werden, wenn erst Hauptmann Wißmann mit seinen immerhin zahlreichen europäischen Untergebenen das Festland betritt. Sollen dann unsre evangelischen deutschen Brüder, wenn sie im Kampfe verwundet sind oder vom schleichenden Fieber erfaßt werden, von dem überfüllten evangelischen Hause abgewiesen werden, um vielleicht in dem französischen Hospital der katholischen Mission, welches der Maria von Lourdes zu Ehren errichtet worden ist, ein notdürftiges Unterkommen zu finden? Wir wollen diese Schande nicht auf den Namen des evangelischen Deutschlands kommen lassen.

Bisher sind, wie man uns von Berlin schreibt, für den Bau eines neuen evangelischen Krankenhauses etwa 17000 Mark gesammelt worden, es werden aber gegen 200000 Mark nötig sein, um wirklich zweckentsprechende gute Einrichtungen zu treffen. Ein etwa sechzig Meter im Quadrat umfassendes, sehr günstig an der See gelegnes Grundstück hat der Sultan schon an die Missionsgesellschaft für ein Krankenhaus und eine Kirche auf hundert Jahre verpachtet, sodaß alle Tage mit dem Bau begonnen werden könnte. Daß dies in der allernächsten Zeit geschehen möge, ist der dringendste Wunsch, den wir von evangelischer Seite für Ostafrika hegen. Und darum legen wir allen unsern Lesern die freundliche Bitte an das Herz, daß ein jeder je nach Vermögen einen Baustein beitragen möge zu diesem ostafrikanischen Denkmale evangelischen Glaubens und evangelischer Liebe.*)

P

Allerlei Predigten

2**)

Jede Predigt soll wirken. Fließt nicht Kraft aus der Seele des Redners in die Seelen der Hörer, so sitzen diese vergeblich im Kirchengestühl. Aber die Wirkung der Predigt soll nicht immer einerlei Art sein. Es heißt Unbilliges vom christlichen Redner fordern, wenn jemand nichts andres aus der Kirche heimtragen will, als immer nur dieselben Sätze von dem Kampfe gegen die Sünde, von der endlosen Gnade Jesu, von der Wonne der Seligen. Solche einseitige Erbaulichkeit scheint Kraft zu sein, wirkt auch wohl auf eine Schaar geistig genügsamer Christenseelen nachhaltig, ist aber ein Raub an der Gemeinde, welche die ganze weite Fülle der heilsamen Wahrheiten als ihr gottgeschenktes Eigentum zu beanspruchen hat. Die Predigt wirkt schließlich doch am meisten, welche innerlich am reichsten ist. Je voller des Predigers Geist und Herz sich in die Tiefe der Offenbarung versenkt hat, desto beredter wird er für suchende Seelen sein. Einem Manne des Glaubens, in dem der Geist der Apostelzeit sich kräftig erneuert, der unter dem beständigen lebendigen Eindrucke Jesu Christi lebt, wird man formelle Fehler, sachliche Irrtümer, wunderliche Seitengedanken gern verzeihen, denn in der unebenen Hülse ist Speise der Seelen. Einem innerlich leeren Prediger aber hilft keine Rhetorik und keine melodische Stimme.

*) Unser Blatt hat im Anzeigenteil, auch unter ausdrücklicher Befürwortung, in diesem Jahre bereits eine ganze Reihe von Bitten den freundlichen Lesern unterbreitet. Möchte jeder Hilferuf Herzen finden, die sich in warmer Zustimmung ihm öffnen und die helfende That hervorbringen. Vor allem aber möchte ich hier von Redaktions wegen die Bitte für das Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes in Schwäbisch-Hall und für die evangelische Heidenmission in Ostafrika (das Krankenhaus zu Sansibar insbesondre) freundlicher Beherzigung aufs wärmste empfehlen. Je größere Aufgaben Gott unsrer evangelischen Kirche stellt, desto reicher muß und wird sich ihre Liebe beweisen. D H

**) Vgl. Nr. 39 des vorigen Jahrgangs

Sehr deutlich wurde uns die Thatsache, daß die Kraft der Predigt in der Tiefe des Glaubens ruht, an den Evangelienpredigten Blumhardts (des bekannten Begründers von Bad Boll), die 1887 in Karlsruhe erschienen sind. In ihnen redet kein Meister der gewandten Form. Seine Sprache hat etwas Einförmiges; im Disponiren, Ueberleiten u. dergl. ist er kein Vorbild. Aber seine Gedanken fassen gewaltig an, er zieht hinein in das massive Gewoge seines eignen Innenlebens, er stellt den Hörer in die beengende Mitte zwischen Finsternis, Tod, Teufel da und Licht, Leben, Gottmensch dort. Es ist nichts Studirtes, was er giebt, sondern er redet mehr wie unter einem seelischen Zwange, der ihn bisweilen treibt, kaum selbst Erschautes sofort mitzuteilen. Er durchlebt mit seinen Hörern den Kampf Jesu um die Welt, er ängstigt sich mit ihnen über die Bande Satans, er arbeitet an ihrer innern Lösung und erfleht mit Prophetengebet einen neuen Geist, eine wirklich neue Ausgießung des heiligen Geistes für sein aus Seelengrunde geliebtes Christenvolk. Vieles mag in seinen Predigten theologisch anfechtbar sein; als Predigten aber sind sie von elementarer Wucht.

Als käme man vom wilden Urgestein des Hochgebirges herab in eine zierlich gebaute künstliche Grotte, mutet es uns an, wenn wir Blumhardt aus der Hand legen und nach Ebelings Festpredigten greifen, die unter dem Titel Sursum corda! 1888 in Leipzig erschienen sind. Hier ist Kunst der Rhetorik, überraschende Pointen, geistreiche Citate, schöne Sätze, herrliche Partien. Dabei sind die Predigten nicht leer; sie haben guten christlichen Inhalt, wenngleich so, als ob das Christuskindlein in Brüsseler Spitzen eingehüllt in einer Rokokokrippe läge. Es ist, als hörte ich Ebelings Kirchgänger noch unter dem Portale sagen: Eine unübertreffliche Predigt! und als sähe ich Blumhardts Hörer äußerlich still, innerlich arbeitend nach Hause gehen, einer Geistesausgießung gewärtig.

Wenn wir übrigens oben sagten, nur ein Mann des Glaubens könne wirksam predigen, so wollen wir das nicht im Sinne einer theologischen Partei verstanden wissen, als wären etwa nur die Anhänger einer bestimmten wissenschaftlichen Schule Glaubensmänner, ihre theologischen Gegner aber nicht. Gerade auf dem Gebiete der Predigt zeigt es sich, daß es trotz allen formellen Unterschieden eine sachliche Einheit des lebendigen Glaubens giebt. Dies fiel uns besonders auf, als wir die Predigtsammlungen der drei in ihrer theologischen Stellung keineswegs sehr verwandten Universitätsprofessoren Bassermann (s. Nr. 39), Achelis (s. Nr. 10) und H. Schultz (Gotha, 1882) verglichen. Als Prediger sind sie Zeugen eines Gottes, eines Herren, eines Geistes. Sie wollen Glauben wirken, der die Welt überwindet. Was uns aber bei den genannten Universitätspredigern bisweilen fehlt, ist das Eingehen auf die eigentlich studentischen Lebensverhältnisse. Zwar giebts Predigten zur Eröffnung des Semesters und allerlei Winke, die sich auf das Studiren beziehen, aber selten sahen wir den Prediger gerade zu den in eigenartigstem sittlichen und theoretischen Uebergangsstadium befindlichen Musensöhnen so recht von der Leber weg über ihre Sünden und falschen Gedankenwege, über ihr Ringen und Zweifeln, Suchen und Finden reden. Eine jede Universitätspredigt müßte doch so sein, daß sie nirgends wo anders hin paßte, als eben nur auf die Kanzel der Hochschule.

Um schließlich von den Schultzschen Predigten noch ein besondres Wort zu sagen, so werden sie besonders wertvoll durch den Reichtum theologischen Denkens, der in ihnen praktisch wird. In ihnen redet ein Mann, dem das ganze Gebiet christlicher Wissenschaft vertraut ist, der aber nicht als Theoretiker spricht, sondern als seelsorgender Pastor, der die Bedürfnisse der Herzen kennt und befriedigt. Eigen ist seiner Redeweise eine gewisse elegante Glätte. Man findet einerseits nur selten ein ohne weiteres eindringliches kurzes Treffwort, kann aber andrerseits für die Leichtigkeit dankbar sein, mit der dem Hörer und Lehrer schwere Gedankengänge vermittelt werden. Es sind Predigten, die in der modernen Bildungswelt nicht zu verhallen brauchen, Vertreter einer Art christlicher Wortverkündigung, die ebenso nötig ist, als die Predigt für das Ohr der Masse. F N

Aus Ungarn

(Evangelische Glocken) Blätter für Kirche, Schule und Haus. Herausgegeben von den Pfarrern K. Hollerung, J. Fürst und V. Freytag. Administration: J. Fürst und V. Freytag in Preßburg, Ungarn. Monatlich erscheinen je zwei Nummern. Preis jährlich 2 fl.

Von den 1107515 Gläubigen, welche die evangelische Kirche A. B. in Ungarn zählt, sind der größte Teil Deutsche. Trotzdem haben nur die magyarischen und slawischen Glieder unsrer Kirche ein Gemeindeblatt. Diesem Mangel, der sonderlich bei den in der Zerstreuung wohnenden evangelischen Deutschen fühlbar hervortritt, will das angezeigte Unternehmen abhelfen. Es will auf Grund der heiligen Schrift und im Einklang mit dem Bekenntnisse der lutherischen Kirche die Glaubensgenossen zu festerm Anschluß sammeln, evangelischen Glauben und Leben verkünden, die Gleichgiltigen aufwecken; dabei gut patriotisch wirken und mit den Andersgläubigen nach Röm. 12, 18 im Frieden leben, ohne aber je etwas den schwererkämpften Rechten der ungarischen evangelischen Kirche zu vergeben. Die uns vorliegende Probenummer des neuen Blattes eröffnet eine Umschau über die evangelisch-kirchlichen Ereignisse Ungarns im Jahre 1888. Es folgt die Lebensbeschreibung Julius Káldys von Alsó-Káld, eines um die evangelische Kirche Ungarns vielverdienten Mannes. Ein Aufsatz über Schule und Haus mahnt zu einträchtigem Vorgehn beider im Werke der Erziehung. Ein andrer Artikel berichtet über den Gustav-Adolf-Verein und die evangelisch-ungarische Hilfsanstalt. Unter dem Strich wird ein Korb mit Brocken geboten, welcher mit „charakteristischen vorbildlichen Zügen aus dem Leben Einzelner, so wie der Gemeinden," gefüllt werden soll. Den Schluß des Blattes bilden Nachrichten aus den Gemeinden.

Das Erscheinen dieser Zeitung in Preßburg ist ein sehr erfreuliches Zeichen. Dadurch wird nämlich dargethan, daß endlich auch die evangelischen Deutschen zu erwachen anfangen aus dem Schlafe, welcher sie im eigentlichen Ungarn in religiöser und nationaler Hinsicht gefangen hielt. Es giebt also noch mutige Männer in Ungarn, die, umbrandet von den Wogen eines römischen und magyarischen Chauvinismus, es wagen, das evangelische Christentum in der Sprache Luthers hinauszuläuten. Der traute, heimische Klang wird sicher viele deutsche Herzen treffen und anziehn. Er wird sie sammeln und sie dem Evangelium und der deutschen Sprache, die dort beinahe dasselbe sind, erhalten. J R

(Der Siebenbürgische Volksfreund) Ein Sonntagsblatt für Stadt und Land. Herausgegeben von Franz Herfurth und Julius Groß. Druck und Verlag von Albrecht und Zillich in Kronstadt. Preis des Jahrganges 2 fl. 80 kr.

Den Inhalt des Blattes kennzeichnet Herfurth folgendermaßen: Der Siebenbürgische Volksfreund pocht in bescheidenem Sonntagskleide an die Thür seines geliebten sächsischen Volkes. Manche Gabe bringt er in seinen Taschen. In der einen bringt er etwas fürs Gemüt. Kleine, über die Leiden der Zeit sich erhebende Betrachtungen oder herzansprechende Verse sind es. In der andern Tasche ist einiges für den Verstand untergebracht. Hundert Rätsel und Fragezeichen stellen sich uns auf religiösem, sittlichem, gesellschaftlichem, wirtschaftlichem Gebiete entgegen. Belehrung und Aufklärung hierüber will dies Sonntagsblatt geben. Aus der dritten Tasche zieht der Volksfreund eine Erzählung, ein geschichtliches Lebensbild, ein vaterländisches Natur- oder Städtebild und was sonst den Leser erfrischen, vielleicht auch erheben kann. In der Westentasche stecken lustige Geschichtchen und Scherze, die zeitweilig auch in „sächsischer" Mundart erscheinen. In der rückwärtigen Rocktasche sammelt der Volksfreund allerlei Brocken auf, die durchaus nicht zu verachten sind. Dort finden sich Uebersichten über die Weltereignisse und Nachrichten aus unserm Volksleben. Daran hängt sich oft ein Ausspruch aus erfahrnem Munde oder ein Rätsel für große und kleine Leser. Und damit das Ganze recht praktisch schließe, folgt für den Landmann der Marktbericht, für Stellenbedürftige die Anzeige, wo welche zu haben sind. Endlich schmückt der Volksfreund seine Gaben, so oft ers kann, mit einem Bilde.

Die drei vorliegenden Jahrgänge — der vierte ist der laufende — zeigen, daß die Herausgeber redlich nach dem gesteckten Ziele gestrebt haben. Alle Fragen, die das Volksleben unsrer Landsleute in Siebenbürgen bewegen, erhalten in diesem Blatte ihre Beleuchtung von einem Standpunkte aus, der gleich sehr bemüht ist, den Forderungen des evangelischen Christentums wie des echten Deutschtums gerecht zu werden. Das Blatt, das sich nicht nur an die untern Schichten, sondern an das Volk im Hochsinne des Wortes wendet, ist nicht, wie „Volksblättchen" nur zu oft, mit der Schere gearbeitet. Es sei allen denen zu näherer Beachtung empfohlen, welchen am Herzen liegt, daß das Christentum der Reformation in deutschem Gewande in der südöstlichen Ecke der östreich-ungarischen Monarchie erhalten und dadurch 200000 Deutsche vor dem magyarischen Katholizismus bewahrt bleiben. J R

(Zölibat in der reformirten Kirche Ungarns) Die im November v. J. zu Ofenpest tagende Generalversammlung des reformirten Donau-Kirchendistriktes hatte in ihrer Sitzung vom 21. über einen seltsamen Antrag zu verhandeln. Derselbe ging dahin, daß den Predigern (= Diakonen) die Ehe zu verbieten sei, oder daß diejenigen, welche sich verheirateten, aus der Liste der Geistlichen zu streichen seien. Dieser Antrag erregte einen wahren Sturm in dieser protestantischen Kirchenversammlung. Man verwahrte sich aufs kräftigste gegen Ehelosigkeit nach römischem Muster. Nichtsdestoweniger erhielt der Antrag die Mehrheit der Stimmen. Die Ursache davon sind nicht etwa romanistische Anwandlungen. Solche liegen dem magyarischen Calvinismus ferner als irgend etwas. Es ist die leidige Geldfrage. Diese Hilfsgeistlichen erhalten nämlich eine solch ärmliche Besoldung, daß sie kaum sich, geschweige denn auch eine Familie ernähren können. Und da viele nie in die höhere und besser dotirte Stelle des Pfarrers rücken und infolge ihres armseligen Lebens oft früh sterben, ohne außer Kindern, die dann der gleichfalls armen Kirche zur Last fallen, etwas zu hinterlassen, sucht man sich auf diese allerdings unevangelische Weise zu helfen. Uebrigens hat die Versammlung es doch nicht gewagt, den Antrag in obengegebner Form anzunehmen. Sie hat ihn dahin eingeschränkt, daß Prediger, welche sich verehelichen, das Recht auf anderweitige Verwendung oder auf Versetzung verlieren, wovon indessen Prediger, die zugleich Lehrer sind, ausgenommen sein sollen. Diese Einschränkung, wenn man nun schon den gefährlichen Weg betrat, scheint uns das Uebel eher schlimmer als geringer zu machen. Man wird bald einen clerus minor und major in der reformirten Kirche Ungarns haben!

Derartige Beschlüsse werfen ein grelles Licht auf die trübe äußere Lage des Protestantismus in Ungarn. Während die protestantische Geistlichkeit am Hungertuche nagt, bezieht der reichste römische Kirchenfürst jährliche Einkünfte in der Höhe von etwa einer Million, der ärmste aber von noch immer ungefähr 100000 Mark. Da muß einem die „Liberalität" der ungarischen Regierung, an deren Spitze der allgewaltige Tisza, „der Papst der Calvinisten," steht, doch in bedenklicher Beleuchtung erscheinen, wenn im vorjährigen Staatsvoranschlage die Unterstützung der protestantischen Kirchen durch die Summe von etwa 620000 Mark jährlich sich einen fünfprozentigen Abstrich gefallen lassen mußte. Tisza begründete denselben mit dem Hinweise auf den schlechten Stand der Finanzen. Mit dieser geringen Summe denselben aufhelfen zu können, glaubt er wohl selbst nicht! Zugleich versprach er, daß dieser Abzug — wenn die Verhältnisse es gestatten — zuerst wieder eingestellt werden solle. Nun hat er in seiner Auseinandersetzung des 1889er Voranschlages darauf hingewiesen, wie schon im Jahre 1890 das Gleichgewicht im ungarischen Staatshaushalt hergestellt sein werde. Aber weder er, noch der Finanzausschuß hat daran gedacht, diese 31000 Mark den armen protestantischen Kirchen wieder zufließen zu lassen.

Der reformirte bibelkundige Ministerpräsident illustrirt eben an seinen Glaubensgenossen das Wort der Schrift: Wer da hat, dem wird gegeben; wer nichts hat, dem nimmt man auch das, was er hat. J R

Aus Italien

(Von der Evangelisation Italiens) liest man soeben in der Zeitschrift Italia evangelica folgendes offene Geständnis: „Dies Werk hat keinen günstigen Fortgang, wir müssen es bekennen. Ist irgendwo ein Fortschritt, so an andrer Stelle ein Rückschritt; sieht man an einer Stelle Eifer, so an einer andern das Gegenteil. Wir könnten den Aberglauben, die Gleichgiltigkeit, das Sittenverderben, den weltlichen Sinn unsrer Zeit anklagen; aber ist es nicht richtiger, daß wir die Anklage gegen uns selbst erheben? Bei gewissenhafter Selbstprüfung werden wir auf unsrer Seite Grund zum Tadel finden. Der Herr schenke uns seines Geistes Gaben, damit wir demütiger, männlicher, fester und treuer werden." Diese Selbstbeurteilung enthält sicherlich volle Wahrheit und wird durch Zahlen bestätigt. —

Die Waldenser rüsten sich, im laufenden Jahre das Fest der „Rückkehr" zu feiern und damit das Andenken an jene von Pfarrer Arnaud geleitete Rückkehr zu erneuern, wodurch im Jahre 1689 die Geschichte dieser so hart verfolgten Protestanten einen neuen Anfang nahm. Im Jahre 1686 kam über sie eine grausame, einer Vernichtung ähnliche Verfolgung, wobei die Nachbleibenden über die Berge flohen und sich zerstreuten. Da versammelte der kriegerische Pfarrer Arnaud ihrer etwa 900 und unternahm es, mit ihnen die Heimatsthäler wieder zu erobern. Das war ein Unternehmen, welches aussichtslos, tollkühn erschien und doch gelang.

Bei dem bevorstehenden Feste soll in Torre Pellice das „Waldenserhaus" eingeweiht werden und wird vielleicht dann auch die bis jetzt in Florenz befindliche Theologische Schule der Waldenser aufnehmen. Die Waldenser haben durch ihre Missionsarbeit in Italien bis jetzt ungefähr 4000 Seelen gewonnen, welche sich auf die einzelnen Stationen des Festlandes und Siziliens verteilen; man hofft aber, daß außer diesen Waldenser-Brüdern sich alle Teile der gesamten evangelischen Kirche an jenem Feste beteiligen werden. „Es soll ein Fest werden nicht fürs Auge, sondern fürs Herz," schreibt ein Waldenser. Wir schließen uns diesem Wunsche an. T

(Ein Diözesan-Kalender) aus der katholischen Kirche liegt vor uns, herausgegeben von Monsignore G. Diamare, Bischof von Sessa Aurunca, einer uralten Stadt an der von Neapel nach Gaeta führenden Heerstraße. Der Kalender ist für den Klerus der Diözese bestimmt und enthält eine im stattlichen Kirchenlatein geschriebene Einleitung, worin die kindliche Treue gegen den Pontifex Maximus empfohlen und eingeschärft wird. Dann folgen Dekrete. Das erste betrifft einen privilegirten Altar, d. h. also einen solchen, wo die an demselben gelesenen Messen privilegirt sind, Seelen aus dem Fegfeuer zu erlösen. Man findet an solchem Altare die Inschrift: „Bei jeder hier zelebrirten Messe wird eine Seele aus dem Purgatorium erlöst." Ein zweites Dekret schärft den Gehorsam ein, den der Klerus dem Bischof zu leisten hat; ein drittes normirt die Kollekte für S. Pietro, d. h. für den Papst, den Gefangenen des Vatikan; ein viertes bestimmt Näheres über Rezi-

tirung des Rosenkranzes; ein fünftes stellt in der Diözese die Academia dei Casi Morali wieder her, setzt also eine Art Synedrium ein, wo schwierige Fälle der „Kollision der Pflichten“ gelöst werden sollen. Das letzte bestimmt die Tage, an welchen der Bischof pontificalmente bei den sacre funzioni assistirt. Dieser Kalender ist freilich für den Klerus „gut und nützlich“ zu lesen: wo aber ist da eine Spur des Evangeliums zu finden? Wo eine Spur des Wortes: Weide meine Schafe? T

(Valle di Pompeji) ist der Name einer neuen Eisenbahnstation, von wo der Weg in wenigen Minuten zu dem in kurzer Zeit berühmt gewordenen Heiligtume der Madonna di Pompeji führt. An dieser Station steigen nur diejenigen aus, welche der genannten Madonna und ihrem Heiligtume einen Besuch machen wollen. Die Station für das antike Pompeji ist vorher. Wir können nun dem Leser eine merkwürdige Statistik bieten. Im Jahre 1888 sind an der Station Valle di Pompeji 52000 Passagiere abgestiegen, unter ihnen viele aus entlegenen Teilen Europas und andern Erdteilen. Rechnet man die hinzu, welche zu Wagen oder zu Fuß jene Madonna besuchten, so ergiebt das zusammen ungefähr 80000 Besucher! Diese enorme Zahl erklärt sich zum Teil daraus, daß viele Jubiläumspilger von Rom nach jenem Heiligtume reisten. Fast alle diese Pilger haben ihre Namen in dem bei jenem Heiligtum befindlichen Buche verzeichnet. Daraus ergiebt sich Folgendes: Unter den Pilgern waren 2400 Advokaten, 700 Architekten, 500 Aerzte, ferner höhere Offiziere, Minister, Deputirte, die Konsuln für Mexiko, Serbien, Portugal, Türkei, Amerika, sowie 6500 Fürsten, Herzöge, Grafen und Marchesen aus allen Teilen Italiens. Hierzu kommen 120 Bischöfe, unter ihnen einer aus Ostindien. In Valle di Pompeji ist auch eine Postanstalt, wo im vorigen Jahre 40000 Briefe angelangt sind und zwar aus allen Teilen der Erde. Dadurch wird bezeugt, daß der Kultus der Madonna di Pompeji sich über die ganze Erde erstreckt. In Valle di Pompeji erscheint auch eine das Heiligtum betreffende Monatsschrift in 360000 Exemplaren, die in alle Erdteile versandt wird. Der Advokat B. Longo, Herausgeber jener Monatsschrift, schreibt: „Unser Herz jauchzt, wenn wir bedenken, wie viele Tausende wir im Glauben an die Madonna di Pompeji gestärkt haben.“ (Vgl. d. Bl. Jahrgang 1887, Nr. 36, S. 348 f.). T

(Eine elektrische Orgel) ward kürzlich zu Verona in einer Kirche aufgestellt. Die Tasten befinden sich 62 Meter von dem Orgelwerk entfernt und sind durch elektrische Fäden mit demselben verbunden. Das Werk ist die Erfindung eines gewissen Zanfretta und wird als völlig gelungen bezeichnet. T

Verschiedenes

(Chiniqui) Nachdem der Verleger Wiemann in Barmen uns in der sechsten seiner Freundschaftlichen Streitschriften mit dem Uebertritt des kanadischen Paters Chiniqui bekannt gemacht hat, unternimmt er es, dessen in Amerika weit verbreitete Schriften auch dem deutschen Publikum zu vermitteln. Ich gestehe, daß ich nicht ohne Entsetzen in die Enthüllungen, welche das soeben zur Ausgabe gelangende Werk Der Priester, die Frau und die Ohrenbeichte zu bringen begonnen hat, hineingeschaut habe. Man ist nur zu gern geneigt, ein gut Teil des Berichteten auf Rechnung des Amerikaners und des Konvertiten zu schreiben und zu vertrauen, daß eine christliche Kirche weder diesseits noch jenseits des Ozeans solcher Grausamkeiten sich schuldig machen könne. Leider haben mich Vorkommnisse auch in unserm Vaterlande, besonders der im Laufe des Bochumer Prozesses Thümmel hinter verschlossenen Thüren verhandelte Fall, belehrt, daß man da nicht zu fest vertrauen darf. Ich begreife in Kenntnis solcher Vorkommnisse die Veröffentlichung dieses Buches, von dem ich gleichwohl wünschte, es hätte nicht geschrieben zu werden brauchen. Mein letztes Urteil halte ich zurück, bis das Ganze vorliegt. Der Verfasser war einst — nach seinem 1858 erfolgten Uebertritt — in Deutschland bekannter als jetzt. Im Jahre 1860 sammelte der von den besten Männern des Rheinlandes getragene „Protestantische Verein“ für ihn und seine Kolonie S. Anna (vgl. Mitteilungen für die Freunde des Protestantischen Vereins Nr. 18, herausgegeben von Pfarrer Gräber in Meiderich). Herzogs Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche 2. Aufl., Band 10, S. 652 giebt von ihm folgende Charakteristik: „Der noch lebende Charles Chiniquy, als katholischer Priester der Mäßigkeitsapostel von Kanada genannt, der 1858 mit Tausenden von französischen Kanadiern seiner Gemeinde in St. Anna, Illinois, zur evangelischen Kirche übertrat und seitdem in Verbindung mit der kanadisch-presbyterianischen Kirche erfolgreich das Evangelium unter Katholiken verbreitet.“ Wer Näheres von seinem Uebertritte wissen möchte, nehme das schon oben erwähnte Schriftchen zur Hand: Warum ich aus der römischen Kirche austrat. Eine scharf antirömische Predigt von ihm ist im gleichen Verlage zu haben: Der gekreuzigte Jesus und der bußfertige Schächer (100 Stück 5 Mk.)

Mit dem Vorbehalt, auf einzelne zurückzukommen, geben wir hier kurz die Titel der bisher im genannten Verlage erschienenen Freundschaftlichen Streitschriften: 1: Ein offnes Wort an die römisch-katholischen Priester. Von Napoleon Roussel. (30 Pf.) 2: Die Messe. Von Napoleon Roussel. 2. Auflage. (30 Pf.) 3: Rom und die Bibel. Von H. Rönneke. 2. Auflage. (50 Pf.) 4: Eine erzbischöfliche Studie über das Meßopfer. Beleuchtet von Pfarrer O. Greeven. (10 Pf.) 5: Die religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. Von Rektor Dr. W. Werther. (30 Pf.) 6: Warum

ich aus der römischen Kirche austrat. Von Pater Chiniqui, früherem römischen Priester. 2. Auflage. (30 Pf.) 7: Christlich oder Katholisch? Eine geschichtlich-religiöse Untersuchung von Theodor Starke [einem Schauspieler!] (50 Pf.). 8: Kampf um die Schule. Modern historische Reminiscenzen als handliches Material zur sachlichen Nutzanwendung bei der bevorstehenden Aburteilung des Windthorstschen Schulantrages von Wahrlieb Freimut. (30 Pf.) 9: Gestörte Heiligtumsfahrten im Reformationszeitalter oder Kuriosa vom Gebiet des römischen Reliquiendienstes. Dargelegt von Pfarrer Lic. th. zur Linden. 10: Der Ultramontanismus und die Volksschule. Von Karl Penneckamp, evangelischem Pastor. (40 Pf.) R

Obiges war bereits geschrieben, als wir nachfolgenden Brief zugesandt erhielten:

Herrn D. B. Wiemann in Barmen.

Montreal, 14. Januar 1889.

Werter Herr!

Mit großer Freude habe ich erfahren und gesehen, daß in Ihrem Verlag eine deutsche Uebersetzung von Chiniqui: The priest, the woman and the confessional erscheint. Ich selbst wollte diese Schrift und Fifty years in the Church of Rome übersetzen, kam aber zu spät. Ich habe Ihren Prospekt gesehen, auch die erste Lieferung der Uebersetzung, und würde mich freuen, wenn Sie mir die einzelnen Hefte zukommen lassen würden.

Ich kenne Reverend Chiniqui (sprich Dschiniki) persönlich, ebenso seinen Schwiegersohn, in dessen Haus er augenblicklich lebt (23 Laval avenue). Bereits früher, als ich ihm noch nicht persönlich nahe stand, hörte ich manches über ihn von alten Mitgliedern meiner Gemeinde, da er vor circa 40 Jahren der bedeutendste katholische Prediger hier war.

Ende November 1888 bildete er das allgemeine Stadtgespräch, als es hieß, er werde in der Russel-Hall (protestantisch-französische Kirche) einen Vortrag halten: Why J left the Church of Rome (bei Ihnen ja deutsch erschienen). An diesem Abend war nicht nur die Halle bis auf den letzten Platz gefüllt, sondern auch in den benachbarten Straßen wogte eine ungeheure Menschenmenge auf und ab. Wie diabolisch verhaßt Reverend Chiniqui ist, geht daraus hervor, daß sich nicht allein eine Leibwache zu seinem persönlichen Schutz gebildet hatte, sondern daß auch der Chief of police eine große Anzahl Polizisten in den Straßen nahe der Kirche postirte. Und notwendig war die Maßregel wohl, denn Chiniqui ist thatsächlich früher hier in Montreal verschiedene Male gesteinigt worden. Mir erzählte dies ein angesehener Deutscher, der ihn bei einer solchen Gelegenheit in sein Haus aufnahm und dem dies der von seinen Pfaffen aufgehetzte katholische Pöbel mit Fenstereinwerfen lohnte. In der Russel-Hall predigt Chiniqui in französischer Sprache sehr oft; aber auch mit den englisch-protestantischen Pastoren steht er auf gutem Fuß und in guter Freundschaft. In Toronto predigt er in fast allen protestantischen Kirchen sehr häufig.

Sein Leben ist Ihnen bekannt aus seinen Schriften. Seine Gestalt ist kaum mittelgroß; die untern Extremitäten etwas kurz im Verhältnis zum Oberkörper. Auf den breiten Schultern sitzt ein mächtiger Kopf mit hoher Stirn, lebhaften Augen, buschigen Augenbrauen. Der lange grau melirte Bart fällt ihm bis auf die Brust. Sein hohes Alter sieht man dem rüstigen Mann nicht an; man hält ihn vielmehr für einen Herrn Mitte der fünfziger Jahre.

Eine Erinnerung aus jener Zeit, in der er dem römischen . . . . . . diente, trägt er stets auf seiner Brust: die goldene Medaille, die ihm der Bischof von Montreal im Mai 1849 für die Erfolge seiner Temperenzpredigten dedizirte.

Was nun seinen Temperenzstandpunkt anbetrifft, so stehen freilich nicht alle Protestanten, und am allerwenigsten wir Deutschen, auf seinem extremen Standpunkt. Aber das ist doch kein Vorwurf!

Was der Erzbischof von New-York schreibt, ist eitel Lüge, wie man es von einem Papstknecht nicht anders verlangen kann.*)

Hoffentlich hat Chiniquis Schrift in Deutschland guten Erfolg; ich wünsche es von Herzen! Wenn Sie irgend etwas wünschen betr. des Autors, so stehe ich gern zu Diensten. . . . . . .

In der Hoffnung, einige Zeilen von Ihnen zu erhalten, bin ich mit bestem Gruß Ihr

Heinr. Rembe,
evangelisch-lutherischer Pastor.

(Nachahmenswerte Stiftung) Der Kreuzzeitung wurde aus München unterm 17. Januar berichtet: Der emeritirte evangelische Pfarrer Benker in Ansbach hat unter dem Namen „Pfarrer Benkersche Stiftung zu Gunsten von unterstützungsbedürftigen Kirchen, Pfarreien und Schulen,“ eine Stiftung mit einem Kapitale von 191 814 M. begründet. Dieser Stiftung wurde nunmehr unter Anerkennung der Fürsorge des Stifters die landesherrliche Bestätigung erteilt.

*) Bezieht sich auf einen Brief des Erzbischofs Corrigean an die Redaktion der Kölnischen Volkszeitung, den diese veröffentlicht hatte.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von D. B. Wiemann in Barmen